

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

157.

Dienstag, am 31. December 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Die Thräne.

Es spielt der Diamant in farb'gem Strahle,
Und lieblich ist der Perle sanftes Glänzen! —
Was gleicht Auroren an des Tages Grenzen,
Und Nachts des Himmels Pracht im Sternensaale? —

Wie blickt so hold aus grünem Schattenthale
Des Weichens Blau, den Frühling zu bekränzen. —
Bezaubernd will die junge Rose glänzen
Mit thaugefülltem Kelch im Morgenstrahle! —

Doch schöner als Demant und Perlgeschmeide,
Als Sonnenglanz und helle Sternenau,
Als Weichchen, Rosen, hold im Frühlingskleide,

Ist einer Thräne heil'ger Silberthau,
Der sanft der Unschuld frommes Auge feuchtet
Bei fremdem Schmerz — und auf zum Himmel leuchtet.

Lucie Herberg.

Die Nacht in Osterode.

Ein Bruchstück aus dem Leben des Herzogs
Carl von Braunschweig.

(Schluß.)

Der Kammerdiener stürzte sich heldenmüthig
in die finstere Gasse, während der Herzog sich et-
was von dem raschen Laufe erholte. So moch-
ten etwa zehn Minuten verflossen sein, als er in
der Straße, auf welcher er gekommen, Tritte meh-
rer Menschen und das fatale Pfeifen hörte. Dies
schreckte ihn schnell aus seiner Ruhe. Auf alle
Gefahr rannte er, was er laufen konnte, in das
enge Gäßchen, seinem Kammerdiener nach, da er
von dieser einzigen Stütze auf keinen Fall ge-
trennt werden wollte.

Der Weg war an für sich schlecht und durch
Glätteis für einen Fliehenden völlig unbrauchbar

geworden. Der Herzog fiel. Als er sich wieder aufraffte, war er vom Laufen und von der beständigen Angst so außer Athem, daß er sich völlig erschöpft an die Mauer lehnte, theils um einige Secunden zu verschmausen und Kräfte zu sammeln, theils um nach seinen Verfolgern hinzuhorchen, weil es ihm so vorgekommen war, als hörte er Schritte hinter sich.

Als der Herzog eben weiter gehen wollte, fühlte er sich plötzlich am Pelze festgehalten. Er glaubte, derselbe sei an einem Nagel oder an dem Gestrüpp hängen geblieben, welches sich an der Mauer emporschlängelte, und drehte sich um, um ihn zu befreien; aber wie groß war seine Ueerraschung, als er sich von einem robusten Kerl ergriffen fühlte, der vom schnellen Laufen noch ganz außer Athem war. Der Herzog faßte sich augenblicklich, er schlug dem Kerl mit dem Kolben seines Pistols ins Gesicht, gab ihm einen kräftigen Tritt, so daß er zusammenstürzte, und machte dann, daß er davon kam.

Der Niedergeworfene brüllte um Hülfe, sobald er sich von dem Schlage erholt hatte. Seine Kameraden kamen herbei, allein bei der Hast, mit welcher sie ihm auf die Beine helfen wollten, gleiteten sie auf dem schlüpfrigen Boden aus und stürzten mit einander zur Erde. Dieser kleine Zufall verschaffte dem Herzoge einigen Vorsprung. Mit Erstaunen fühlte er jetzt, daß eine warme Flüssigkeit seinen linken Arm überströmte, und erinnerte sich, das Eindringen eines kalten Körpers in demselben Augenblicke empfunden zu haben, als er bemerkte, daß sein Pelz festgehalten werde. Er hatte jedoch jetzt keine Zeit, seine Wunde zu untersuchen, sondern beeilte sich, seinen Kammerdiener einzuholen, um mit ihm zu berathen, wie man entkäme, was er nach dem eben erhaltenen Beweis, daß man darauf ausgehe, ihn zu ermorden, noch weit lebhafter wünschen mußte.

Er fand Deportés vor einer gegen sieben Fuß hohen Mauer an einem Punkte, wo die Straße einen Winkel bildete. Ihr zu folgen war fast eben so gefährlich, als umzukehren. Es blieb also keine andre Wahl, als die Mauer zu überklettern, und zwar sehr schnell, denn man hörte

die Schritte der herannahenden Verfolger. Dies war wenigstens des Kammerdieners Meinung.

„Aber dies geht nicht, Deportés, die Mauer ist zu hoch.“

„Wenn Ew. Durchlaucht erlauben, so will ich Ihnen das Gegentheil beweisen,“ antwortete der Kammerdiener, stieg dem Herzoge auf die Schultern und saß im Augenblicke oben auf der Mauer. Hier legte er sich platt nieder und reichte dem Herzog die Hände, um ihn hinaufzuziehen. Dies war indessen unmöglich, da der Herzog in der gezwungenen Stellung, gleichsam an den Händen aufgehängt, nichts thun konnte, um die Bemühungen seines Kammerdieners zu unterstützen. Was das Unangenehme dieser fatalen Situation noch unendlich vermehrte, war, daß man die Schritte und Stimmen der Verfolger immer näher kommen hörte. Sehen konnte man sie nicht, wenn es auch heller gewesen wäre, da die Straße einen Bogen bildete.

„Dauert das noch lange so, gnädigster Herr, dann schlafen mir die Arme ein und ich muß loslassen,“ klagte Deportés.

Auf diese betrübende Bemerkung machte der Herzog einen verzweifelten Versuch, das eine Bein wo möglich auf die Mauer zu bringen. Der Kammerdiener verstand diese Bewegung sogleich, faßte mit einer Hand den Rockragen seines Herrn, mit der andern die Hosen in der Gegend des Knies, und so gelang es glücklich, ihn auf die Mauer zu hissen. Es war ein wahres Glück, daß der Herzog gewöhnlich weite Beinkleider trug, denn diese retteten ihm wahrscheinlich das Leben. Hätte er an jenem Tage enge getragen, so würde ihn Deportés nicht haben fassen können und er wäre seinen Feinden in die Hände gefallen.

Als er oben auf der Mauer war, sagte er zu seinem Kammerdiener: „Wirf mich auf die andre Seite hinunter.“ Dieser hatte jedoch zu viel Respect vor seinem Herrn, als daß er ihn trotz des Befehls wie einen Woll sack hätte behandeln können. Er lehnte diese Zumuthung von sich ab, und der Herzog, der ganz und gar erschöpft war, ließ sich selbst hinunterfallen. Obgleich er sich weiter keinen Schaden gethan hatte, so blieb er doch liegen, ohne einen Versuch zum Aufstehen zu machen.

Zum Tode matt, von seinem Blute überströmt, lag der Herzog von Braunschweig fast hilflos mitten in der Nacht am Fuße einer Mauer, die ihn von seinen blutgierigen Verfolgern trennte.

Deportes glitt mit Leichtigkeit an der Mauer herunter. „Gnädigster Herr,“ flüsterte er dem Herzoge zu, „wir müssen selbst den Athem anhalten, wenn wir uns nicht verrathen wollen.“

Dieser Rath war nicht unnütz, denn kaum war er ausgesprochen, so hörte man die Verfolger an der andern Seite der Mauer.

„Wo mag er nur hin sein?“ fragte der Eine. — „Bist Du auch gewiß, daß er allein war?“ der Andere. — „Ja.“ — „Nun dann ist er auch nicht über die Mauer gekommen.“ — „Er hat gute Beine, er wird schon weit voraus sein.“ — „Darum fort, sonst entwischt er uns und wir können uns den Mund wischen, anstatt die versprochene Belohnung zu bekommen.“

Dies waren ungefähr die Worte, welche der Herzog ganz deutlich vernahm. Das Herz schlug ihm unendlich leichter, als er die erkaufte Schurken auf falscher Fährte dahineilen hörte. Nun hatte er Zeit, seinen verwundeten Arm zu untersuchen und mit dem Taschentuche seines Kammerdieners zu verbinden. Das Messer oder der Dolch hatte die Aermel des Pelzes, eines Ueberrockes, einer schwarzen Tuchweste und des Hemdes durchbohrt und war tief in den linken Arm eingedrungen.

Als der Verband gemacht war, beriethen sich die beiden Flüchtlinge darüber, was sie nun thun wollten. Sie kamen überein, daß sie, wenn es ihre Verfolger versuchen sollten, die Mauer zu überklettern, dieselben mit ihren Dolchen empfangen und nicht schießen wollten, weil ein Schuß nur alle andern Helfershelfer herbeigerufen haben würde.

Nach einer viertelstündigen Rast setzten sie gewissermaßen auf Gerathewohl ihren Weg weiter, denn sie kannten weder Weg noch Steg. Nach mancherlei Umwegen gelangten sie endlich in einen Hof, der zu einem ganz netten Hause gehörte, dessen Fenster erleuchtet waren und aus dem fröhliche Musik erschallte, die sehr auffallend mit ihrem traurigen Zustande contrastirte. Es erscheint unbegreiflich, warum sich der Herzog nicht

durch das Eintreten in dieses Haus sicherte. Die in dem kleinen hannöverschen Städtchen zu einem thé dansant versammelte Gesellschaft war dem Herzog gewiß nicht so feindlich gesinnt, daß sie ihn nicht gegen Mörder geschützt haben sollte; sie würde sich wahrscheinlich durch das Eintreten des Herzogs sehr geehrt gefühlt und sich beeifert haben, ihm nach Kräften zu dienen. Wahrscheinlich fürchtete er jedoch, von den hannöverschen Behörden ausgeliefert zu werden, obgleich diese Furcht damals noch sehr überflüssig war. Wie dem nun auch sein mag, der Herzog zog es vor, sich in bitterkalter Nacht verfolgen zu lassen. Er überkletterte nach mancherlei Irrgängen abermals eine Thür und gelangte endlich auf eine Wiese, die von einem Bach durchschnitten war. Der Bach schien nicht tief und war mit Eis bedeckt. Der Herzog versuchte hinüber zu gehen, brach aber ein und sank bis an die Kniee in das kalte Wasser, was die Unnehmlichkeit dieser denkwürdigen Nacht keinesweges erhöhte. Er und sein Kammerdiener gelangten indessen an das andere Ufer und dann an einen steilen Abhang, den man erklettern wollte, um sich etwas zu orientiren. Mit großer Mühe wurde dies Vorhaben ausgeführt, denn die Flüchtlinge waren genöthigt, auf allen Vieren zu kriechen und sich mit den Händen an dem Gestrüpp festzuhalten, wenn sie nicht jeden Augenblick Gefahr laufen wollten, wieder hinunterzufallen.

Als sie endlich auf dem Gipfel des Hügels anlangten, sahen sie an den noch hier und da schimmernden Lichtern, daß sie sich eben noch nicht sehr weit von Osterode und ihren Verfolgern befanden, deren Pfeifen man noch immer hörte; ein Beweis, daß sie ihr Vorhaben, den Herzog zu fangen, noch nicht aufgegeben hatten. Wollte er daher seinen Feinden nicht endlich noch in die Hände fallen, so mußte er seine fast erschöpften Kräfte abermals anstrengen.

Nach einer kurzen Ruhe machte er sich auf den Weg nach einer großen Wiese zu, von welcher ihn eine sehr hohe und dichte Dornenhecke trennte. Hinüberzuspringen war unmöglich; er mußte daher mit seinem Kammerdiener nach Schlangenart, mit dem Kopfe zuerst, hindurchkriechen. Dies war keine kleine Arbeit, bei der die Klei-

der, das Gesicht und die Hände grausam zerrissen wurden. Doch die Mühe war wenigstens nicht verloren. Nach einem langen Marsche, der noch durch viele Dornenhecken und über Gräben und Hindernisse aller Art führte, hatten die Verfolgten endlich das Glück, eine große Landstraße zu erreichen, allein man wußte nicht, wohin sie führte.

Endlich gelangten sie an ein kleines Häuschen, welches ganz vereinzelt in der Nähe der Straße lag. Der Herzog sprang über die Hecke, welche dem kleinen Gehöft als Verzäunung diente, und klopfte mit seinem Pistolenskolben an das Fenster. Nach einer Viertelstunde öffnete sich dieses endlich und eine kreischende Weiberstimme fragte: „Wer ist da?“ — „Ein verirrter Reisender,“ sagte der Herzog, „seid so gut und sagt mir, wohin geht diese Straße?“ — „Nach Göttingen“ — „Und wo finde ich Wagen und Pferde?“ — „Eine Viertelstunde von hier.“ — „Gute Nacht.“ — Der Herzog kehrte wieder zu seinem Kammerdiener zurück und Beide wanderten mit der Hoffnung auf eine baldige Erlösung wohlgenuth weiter.

Das alte Weib, welches dem Herzog Auskunft gegeben hatte, mußte entweder sehr lange Beine, oder auf dem Wege nach dem bezeichneten Dorfe immer viel Zeitvertreib gehabt haben, denn die Viertelstunde schien den ermatteten Wanderern sehr lang, nämlich zwei volle Stunden, nach deren Verlauf sie den Ort erreichten. Die vor dem Wirthshause stehenden Wagen gaben ihnen Hoffnung, daß sie Pferde bekommen würden. Sie mußten jedoch fast die Thür einschlagen, ehe Jemand öffnete und der verdrießliche, aus seiner besten Ruhe gestörte Wirth erklärte, daß er kein einziges Pferd im Hause habe und auch sonst keines zu bekommen sei.

Das war ein trauriger Bescheid für die müden Flüchtlinge. Der Nachtwächter des Dorfes erbarmte sich ihrer und versprach, sie nach einem eine Stunde seitwärts gelegenen Orte zu führen, wo sie aller Wahrscheinlichkeit nach Pferde erhalten würden. Diese schwache Hoffnung genügte, um die Lebensgeister wieder aufzufrischen, und der Herzog folgte dem Nachtwächter, aber nur, um abermals getäuscht zu werden, denn es war

in dem ganzen Orte kein Pferd disponibel. Die guten Bauern suchten indessen den Herzog mit der Hoffnung zu trösten, daß er in einem kleinen Dorfe, welches etwa eine Stunde entfernt und einen Büchsenchuß weit seitwärts von der großen Straße läge, ganz gewiß Pferde finden würde.

Sehr kleinlaut und verstimmt setzten die nächtlichen Wanderer ihre Irrfahrt fort, die indessen noch lange nicht ihr Ende erreichen sollte. Jedes Dorf, welches sie von der Straße aus bemerkten, hielten sie für das von den Bauern gemeinte und überall fragten sie vergebens an.

So wanderten sie die ganze Nacht erfolglos umher, bis es anfing zu dämmern. Mit dem Tage erwachte auch wieder die Angst vor den Verfolgern, die man leicht auf alle Straßen vertheilt haben konnte. Diese Gefahr erschien dem Herzog so dringend, daß er beschloß, jedenfalls in dem nächsten Dorfe zu bleiben und sich auf irgend eine Weise Pferde zu verschaffen. *)

Er gelangte auch bald in einen Ort, in welchem ihm ein Häuschen als Schenke bezeichnet wurde und dessen Eigenthümer Wagen und Pferde besitzen sollte. Nach langem, fruchtlosem Lärmen öffnete endlich eine Frau das Fenster und fragte, was man wolle?

„Pferde,“ antwortete der Herzog.

„Es sind keine da,“ erwiderte die Frau und wollte das Fenster schließen, ohne weiter Rede zu stehen; aber der Herzog, der sah, daß das Klopfen mehrere Menschen herbeilockte, unter denen ja einige seiner Verfolger sein konnten, entschloß sich

*) Ein Anderer würde ganz gewiß schon längst Pferde gefunden haben, denn wenn man nicht die Kosten scheut, so sind sie, selbst mitten in der Nacht, in Deutschland überall zu finden. Allein der Herzog ist in allen solchen Dingen erschrecklich unbeholfen, wo es sich darum handelt, mit andern Leuten umzugehen. Es giebt keinen mißtrauischeren Menschen, als ihn; überall entdeckt er Gefahren, wo gar keine sind, und dies bringt ihn oft in Situationen, die ihm außerordentlich gefährlich, Andern aber sehr lächerlich erscheinen. Ohne die übergroße Angstlichkeit und Unbeholfenheit würde er der unangenehmen Lage in dieser Nacht weit früher ein Ende gemacht haben. Deportés, obgleich ein ganz gewandter Mensch, konnte ihm nicht viel nützen, denn er verstand die deutsche Sprache nicht genug und sah die Verhältnisse durch die Brille seines Herrn.

kurz und sprang zum Fenster hinein, da die Frau die Thür nicht öffnen wollte. Der Herzog war so erschöpft, daß er weder der sonderbaren Figur der eben dem ehelichen Bett entstiegenen Wirthin, noch der eben so eigenthümlichen Gestalt ihres sich dehrenden Gehenren einen Blick gönnte; erschöpft an Leib und Seele, sank er in einen Sessel.

Er warf zwei Louisd'or auf den Tisch und verlangte zu essen und zu trinken, was es auch sei. Der Anblick des Geldes versöhnte die Wirthin, die zuerst sehr unzufrieden darüber schien, daß man sie aus dem Schlafe gestört hatte. Sie brachte herbei, was Küche und Keller vermochten, Brot, Schinken und Bier. Der Herzog bedurfte der Stärkung; er tafelte in dieser elenden Dorfschenke mit besserem Appetit als jemals in seinem Schlosse.

„Hier ist Geld,“ sagte er zum Wirth, „ich bezahle Euch voraus, allein verschafft mir zwei gute Reithferde, die mich nach der nächsten Poststation bringen.“

„Ich verdiene schon gern etwas, lieber Herr,“ entgegnete der Wirth, „aber ich kann Ihnen für Ihr Geld nichts bieten, als ein einziges Pferd und eine kleine Karrete; allein wenn Sie wollen, so will ich Sie damit bis auf die nächste Station bringen. Aber Sie müssen sich schon etwas gedulden, denn ich bin so eben erst mit meinem Pferde von einer weiten Tour zurückgekommen und wir sind Beide lendenlahm. Lassen Sie uns also noch eine Stunde ausruhen und das wird Ihnen auch gut thun, denn Sie scheinen müde. Dann bringe ich Sie auf die nächste Station, wo Sie Pferde und Wagen finden werden.“

Der Vorschlag mußte schon angenommen werden und der Bauer hielt Wort. Nach zwei Stunden saß der Herzog in einer Postkaise und befand sich auf dem Wege nach Gotha, wo er am 3. December ganz früh ankam. Er konnte nicht genug seine Vorsicht preisen, daß er den einen englischen Bedienten mit einem Wagen und einem Theil seiner Effecten in Gotha zurückgelassen hatte. Der andere Wagen mit seinen Sachen und gegen funfzigtausend Thaler Werth wurde von den händver'schen Behörden mit Beschlag belegt und der neuen braunschweigischen Regierung überliefert.

Herrn Deportes, der so getreulich die Gefahren der verhängnißvollen Nacht in Osterode mit seinem Herrn getheilt hatte, bot man große Summen für die blutbesleckten und zerrissenen Kleidungsstücke, welche der Herzog getragen hatte. Selbst die zerrissenen Stiefeln fanden ihre Liebhaber.

So endete dieser Versuch, den der Herzog Carl persönlich zur Wiedererlangung seines Landes machte. Sein Benehmen dabei ist eben nicht geeignet, der gegenwärtigen braunschweigischen Regierung Furcht einzulößen.

Papst Pius der Siebente in Frankreich.

Das Ansehen der Kirche und ihrer Gebräuche war bekanntlich während der Revolution in Frankreich sehr in Verfall gerathen. Wenn die nachherige Kaiserregierung Alles that, ihm wieder aufzuhelfen, so wurde hierdurch der Spott seiner zahlreichen Widersacher unter den Gebildeten und Halbgebildeten nur desto mehr aufgereizt. Der viermonatliche Aufenthalt des Papstes zur Zeit der Kaiserkrönung in Paris, war daher mit ungemainen Schwierigkeiten verbunden und es gehörte die so ganz würdige Gestalt und das wohlberechnete Benehmen Pius des Siebenten dazu, einen Nimbus um sich her zu verbreiten, wie er zur damaligen Periode der Liara allein in dieser ungeheueren Hauptstadt gar nicht mehr zu Gebote stand. Ueberhaupt übte die Person dieses merkwürdigen Mannes und dessen ganzes Wesen eine besondere Macht, sogar über die seiner durch die größte Sanftmuth hinreißenden Eigenthümlichkeit völlig entgegengesetzten leidenschaftlichen Gemüther aus. Ein auffallendes Beispiel hiervon gewährt der berühmte Geschichtsmaler David. Bekanntlich war er einer der wildesten Anhänger des Terrorismus in Frankreich und dennoch machte das, als ein völliger Gegensatz des eigenen Charakters zu betrachtend, gehaltene Wesen Pius des Siebenten den tiefsten und mächtig-

sten Eindruck auf diesen Künstler. Außerdem würde letzterem auch schwerlich das Bildniß des Papstes, welches man mit Recht zu den vollkommensten Meisterwerken David's rechnet, in so hohem Grade gelungen sein. Uebrigens gab Pius der Siebente dem berühmten Bildhauer Canova wiederholt zu erkennen, daß er im Beisein jenes Schreckenmannes sich einiges Schauers nie habe erwehren können.

Ob schon der Papst recht oft in Paris öffentlich erschien, so wurde doch nur äußerst selten irgend eine Entziehung der ihm zu bezeugenden Achtung sichtbar. Und wenn es geschah, so geschah es da, wo es nicht gar nachtheilige Gändel gegen die Veranlasser der Unziemlichkeiten anregte, meistens zu auffallender Beschämung derselben. Bei der Ansicht, welche einem großen Theile der untersten Volksklassen von dem Oberhaupte der katholischen Kirche geblieben war, konnte ihm, wo er öffentlich auftrat, ein ihn mit Ehrfurcht umgebender Volkshaufe kaum fehlen, der ihn um seinen Segen ansuchte. So lag denn auch eines Tages in einer Straße von Paris alles Volk auf den Knien, einen jungen Menschen ausgenommen, der, im sichtbaren Stolze auf die Opposition, die er allein zu bilden wagte, bedeckten Hauptes aufrecht stehen geblieben, ein keckes ungläubenvolles, herausforderndes Auge ihm zukehrte. „Junger Mann, sprach da Pius der Siebente, wenn Ihr auch an die Wirksamkeit des bischöflichen Segens nicht glaubt, so glaubt wenigstens, daß der Segen eines Greises noch Niemandem schadete.“ Und Ton und Miene des Papstes bei diesen Worten ergriffen den Jüngling so mächtig, daß er im Augenblicke, wie vernichtet von der unverdienten Milde, vor der ihm das Zeichen des Segens ertheilenden Hand, auf die Kniee sank und ihm dazu die Thränen vor Scham und Reue in Strömen über das Gesicht stürzten.

Mit besonderer Vorliebe sprach der Papst von dem Volke der mittäglichen Gegenden Frankreichs und seiner bis zur Leidenschaft gehenden Verehrung der kirchlichen Dogmen und Gebräuche. So erinnerte er sich vorzüglich gern eines Vorfalles, der ihm zu Chalons sur Saône begegnet war. Er gewinnt ein doppeltes Interesse durch

die ungemaine Naivetät der Schilderung, welche Pius davon einesmals selbst machte. In vertraulicher Rede mit einem angesehenen Franzosen, sagte er zu diesem: „Wir müssen Euch ein Ereigniß mittheilen, welches Euch darthun wird, wie sehr wir Ursache haben zur Zufriedenheit mit Euerem trefflichen Volke. Anderer Segenspendungen nicht zu gedenken, sprechen wir bloß von den zahllosen Beweisen der Liebe und Achtung, die wir bei unserer Rückreise empfingen. Zu Chalons sur Saône traten wir aus einem Hause, das uns mehrere Tage zum Aufenthalte gedient hatte. Wir wollten nach Lyon. Es war aber ganz unmöglich durch die Volksmenge zu kommen. Mehr als zweitausend Weiber, Kinder, Greise und Jünglinge trennten uns von unserm Wagen, der durchaus nicht vorwärts zu bringen gewesen. Zwei Dragoner, die zu unserer Eskorte gehörten, geleiteten uns bis an den Wagen und zwar so, daß sie uns, die wir zu Fuße waren, dicht zwischen ihre Pferde nahmen. Die Dragoner schienen sich Glück zu wünschen zu dieser von ihnen getroffenen Maßregel und stolz zu sein, daß sie dem Volke an Erfindungskraft den Rang abgelassen. Halberstüdt am Wagen angelangt, dachten wir eben darauf, uns so schnell und geschickt wie möglich hineinzuschwingen (denn das war ein strategisches Kunststück, welches einiger Arglist kaum entbehren konnte), als eine junge Dirne, die allein mehr praktisches Genie bewies, als wir und die beiden Dragoner zusammengenommen, sich zwischen den Hufen der Pferde hindurchwand. Ehe wir's uns versahen, hatte sie schon einen unserer Füße erfaßt, um ihn zu küssen. Sie wollte ihn auch gar nicht wieder hergeben, weil sie ihn bereits ihrer Mutter versprochen, die auf dem nämlichen Wege wie das Mädchen eintraf. In Gefahr alles Gleichgewicht zu verlieren, hielten wir uns da mit unseren beiden Händen an den einen der Dragoner und zwar an dem fest, welcher die frömmste Miene hatte, und baten ihn, uns beizustehen; Herr Dragoner, sagten wir, erbarmt Euch unser! Aber verlasse man sich nur auf solche Mienen! Der gute Soldat, statt Theilnahme zu bezeigen an unserem hilflosen Zustande, bemächtigt sich mit Hast unserer Hände um solche ebenfalls wiederholt zu

küssen. So schwebten wir denn zwischen der jungen Dirne und Eurem Soldaten, wie in der Luft, während mehr als einer Achtelminute und

waren bis zu Thränen gerührt. Ach, was sind wir zufrieden gewesen mit Eurem Volke!" —

Fr. Laun.

Feuilleton.

Neulich wurden wir, heißt es in einem Briefe aus London, durch eine Anzeige veranlaßt, die Toway-Indianer, die sich in dem „Egyptian Hall“ unter der Leitung des Herrn Catlin schon seit einiger Zeit dem hiesigen Publico zur Schau stellen, zu besuchen. In der Anzeige hieß es, Herr Catlin habe einen geräumigen Platz exprès gemiethet, wo diese rothen Waldmänner ihr Lager schlagen und die Zuschauer mit ihren Nationaltänzen und andern Schauspielen ergötzen sollten. Der Anblick war frappant genug. Man stelle sich ein Duzend Menschen vor — Männer, Weiber und Kinder — so häßlich wie nur möglich, mit allen Farben des Regenbogens (nebst deren Schattirungen) bemalt, mit Federn geschmückt und auf eine groteske Art gekleidet, die die wildesten Sprünge und die gräßlichsten Grimassen mit betäubendem Geschrei und Waffengeröse begleiteten. Hierauf spielten sie mit einem Ball auf eine eigene Weise und mit vieler Geschicklichkeit. Die Weiber, oder Squaws, wie sie genannt werden, errichteten ihre Wigwams (Hütten) und der Anführer dieser sauberen Gesellschaft hielt eine Rede, die von dem sie begleitenden Dolmetscher ins Englische übersezt wurde. Diese Leute kommen aus dem Innern von Amerika. Herr Catlin, ein unternehmender Engländer, der sich lange unter dem Volke aufhielt und sich ihre Sprache aneignete, hat schon früher eine Gesellschaft aus einem andern Stamme herüber nach England gebracht — die Djibeway-Indianer, die er auf ähnliche Weise mit dem Publicum bekannt machte und die vor einigen Wochen in ihr Vaterland reichlich beschenkt und halb civilisirt? zurückkehrten. Dort werden sie ihren Landsleuten wahrscheinlich recht viel von der „großen Mutter“ (so nannten sie die Königin Victoria, der sie vorgestellt wurden) erzählen. Ein eigener Umstand ist mit dem Besuche dieser Veste- ren in London verbunden. Eine junge Engländerin, die eine Freundin in dem Hause, wo diese Wilden wohnten, zu besuchen pflegte, verliebte sich in ihren Dolmetscher, der auch nicht ganz gefühllos war, und (was sich bis dahin wohl noch nicht ereignet hatte) das seltene Paar ließ sich in der englischen Kirche trauen. Die Djibeways waren alle Zeugen dieses feierlichen Actes und sollen sich sehr anständig aufgeführt haben. Bald aber entzweite sich der glückliche Bräu-

tigam mit seinen Landsleuten, weil er den europäischen Ehegesetzen getreu, sich weigerte, die Braut nach Djibeway-Gebrauch als Gemeineigenthum zu betrachten. Es hieß neulich, das sonderbare Ehepaar hätte sich wieder getrennt, doch hat der Vater der Braut durch die Zeitung diesem Gerüchte öffentlich widersprochen und versichert, daß sie vor kurzem in völliger Eintracht und dem besten Vernehmen zusammen nach dem Djibeway-Lande abgereist seien. 30.

Schiller und Byron. Man hat Schiller den deutschen Byron genannt, aber in der That finden sich mehr Gründe zu ihrer Unterscheidung als zu diesem Vergleiche. Beide bezwangen die bei einer theilweise widerstrebenden Grundbestimmung natürlichen Schwierigkeiten, Beide erstürmten das Paradies der Poesie, der Erste, indem er den Cherub mit dem Flammenschwerte durch sein unablässiges Streben für sich gewann, der Zweite, indem er diesen Engel ermordete. Unterschieden durch diese erste Gewaltthat, sind sie es ferner darin, daß Byron die besten seiner Dichtungen aus seinem Charakter schöpfte, Schiller dagegen aus dem Studium der Geschichte; der Erste, reicher und zu kühnerem Fluge beschwingt, seine Geschichte ausbeutend, der Andere die der Menschheit. Byron ist nur da ein großer Dichter, wo er der Souffleur ist, der seinen Gestalten ihre Rollen zuflüstert, und fällt jedesmal da, wo er sich dieses Rückhalts bezieht, d. h. wo er dramatisch wird.

Die Gisaquas sind ein heilig geachteter Stamm in Marokko, zugleich aber auch der wildeste und grausamste. Zwar betritt er nur ein Mal im Jahre, am dritten Tage des Osterfestes, die Städte, aber an diesem einen Tage begeht er gewiß mehr Frevel und Gewaltthätigkeiten als die übrigen Stämme im Lauf des ganzen Jahres. Bei den prachtvollen Festen, die ihnen die Marokkaner um sich den Himmel geneigt zu machen geben, beginnen die Gisaquas damit, daß sie mittels eines aus wilden Kräutern bereiteten Trankes sich so stark berauschen, daß ihnen auch nicht das geringste menschliche Gefühl bleibt. Kaum ist die Mahlzeit vorüber, so stürzen sie auf die Straßen und öffentlichen Plätze, werfen nieder und ermorden Alles,

was ihnen begegnet, Männer, Weiber, Kinder, Thiere; während der Mezelei selbst ahmen sie, der Eine das Gebrüll des Löwen, ein Anderer das Klaggergeschrei des Nachtraben, ein Dritter den scharfen Schrei des Adlers oder Schakals nach. An diesem Tage führt Jeder von ihnen den Namen des Thieres, dessen wilde Natur er darzustellen versucht. Ja oft gerathen Einige während der Dauer des Festes in einen solchen Grad von Wuth, daß sie sich selbst anfallen und morden.

Consequenz der Krakauer Censur. Der Schauspieldirector Burghauser erlangte die Erlaubniß zur Aufführung des „Wilhelm Tell“ nur unter der Bedingung, daß die Worte „Freiheit und Vaterland“ durchgängig wegblieben. Er fügte sich — und gab 3 Tage darauf den „Tambour Kataplan“ und die „sieben Mädchen in Uniform.“ Die Duvertüre des ersteren Stückes war — die Marsseillaise, und im letzteren war das verpönte Lied: Denkst du daran? — eingelegt.

Der Stuhl der nie aussterbenden Herzoge Thus zu Sichtenhain, der nur nach persönlichem Verdienste vergeben wird, könnte nächstens einem polnischen Bürgermeister zu Theil werden. Besagter Candidat ward nämlich an der polnischen Gränze aufgefordert, ein Fäßchen Ungarwein von beiläufig 10 Quart Preussisch zu verzollen. Umsonst behauptete er, die Kleinigkeit sei nur ein Labetrunk auf der Reise, die ungläubigen Zollwächter schüttelten die Köpfe. Da erfaßt der an seiner Ehre Beleidigte das Fäßchen, schlägt den Spund ab und trinkt es — rein aus in einem Ansaße, das leere Gefäß der erstaunten Zollwache zum Andenken hinschleudernd. Der Brf. von „Krakau und ein Blick über seine Gränzen“ konnte dem wackern Trinker keinen anderen Rath geben, als nach Jena zur Herzogswahl zu reisen; und das will er denn auch thun. Also rüftet Euch mannhafte, ihr Wähler!

21.

Transport wahnsinniger Frauen. Vor Kurzem fand in Paris eine Uebersiedelung derselben aus der überfüllten Salpêtrièrè in die Provinzialheilanstalten statt. Gewöhnliche Diligencen der Compagnie Laffitte wurden zu diesem Zweck gemiethet, die nöthigsten Vorkehrungen zur Sicherheit getroffen und für kleine Bequemlichkeiten und Unterhaltungsmittel gesorgt. Die Hauptursache des ausgezeichnet günstigen Erfolgs dieses Transportes von 150 Unglücklichen auf eine Entfernung von 30 deutschen Meilen war weiblicher

Schmuck, der die Eitelkeit und Freude aufregte. Jede Irre erhielt vor der Abreise einen weißen Unterrock unter ihr graues Kleid, und dieses einfache Mittel beruhigte die Frauen während der ganzen Fahrt, stets waren sie bemüht, die blendende Weiße ihres Staats zu zeigen und bewunderten dieselbe. So wäre dadurch die Möglichkeit einer gefahrlosen Uebersiedelung Irrender bewiesen.

Die historische Untersuchung der Doctoren Bildemeister und v. Sybel über den heiligen Rock zu Trier und die 20 Competenten liefert sehr schätzbare Nachweisungen über pfäffischen Betrug. So findet sich denn auch in der Peterskirche zu Venedig ein prächtiger, aus 6 verschiedenen Marmorarten zusammengesetzter Lehnstuhl, auf dem der Apostel Petrus als Bischof zu Antiochien gesessen haben soll. Leider befindet sich aber auf dem Haupttheile eine arabische Inschrift mit Sprüchen aus dem — Koran. Wie sind diese auf den sorgfältig, der Tradition nach, vor Persern und Muhamedanern geretteten Sessel gekommen? Wahrscheinlich durch ein Wunder, denn der Stuhl gilt trotzdem für ächt.

Eine Berliner Privatmittheilung in Nr. 305. der Leipziger Zeitung über Tschsch's Hinrichtung, sagt in Bezug auf dessen Tochter: „möchte sie in irgend einem stillen Winkel ein Asyl finden! Welche Wohlthat wäre für sie ein Kloster!“ Nun wer weiß, ob nicht am Ende der pietistischen Sackgasse ein Kloster errichtet wird, — in dem der Privatmittheiler seine Tage beschließen kann!

Ein Packet chinesischer Spielkarten, als Seltenheit eingesandt, kam in einem Zollvereinsstaate zur Verzollung, und ward nach sorgfältiger Erwägung — gestempelt! Nun in der Dresdner Porzellansammlung haben wir ja chinesisches Tafelgeschirr mit dem deutschen Reichswappen, warum nicht als Pendanten auch Spielkarten!

Das Verlagscomptoir zu Grimma nennt Herrn Lubojakly, Brf. mehrerer Gefängniß- und Seelenverkäuferromane, den deutschen Eugen Sue. Das heißt den Mund gehörig vollnehmen und kann dem Schützlinge nur schaden, an den man nun bedeutende Anforderungen zu stellen gezwungen ist. Wir werden wohl Gelegenheit haben, eines der neuen Werke des Gerühmten in diesen Blättern zu besprechen. 28.